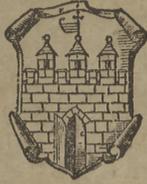


# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 29. Mai 1902.

(Nachdruck verboten.)

## „Das Fischermädchen.“

Roman von F. E d h o r.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich gewußt, daß Sie die Enkelin der unglücklichen jungen Freiherrin sind . . . Freilich, gedacht habe ich so etwas. Die Ähnlichkeit ist zu frappant! Aber, wie konnte ich sprechen, besonders zu Ihnen, einer Fremden, — wo es schon als Verbrechen gilt, den Namen der armen Frau auszusprechen. Hier ist alles todtschwiegen worden. Vergessen Sie nicht, wir essen das Brot der Wolfensteiner.“

„Bitte, erzählen Sie mir alles — alles! Denn wir wissen so wenig, eigentlich gar nichts von der Großmutter.“

„Was ich weiß, werde ich Ihnen erzählen. Ihre Vermuthung ist richtig. Der sieche Greis dort oben im Wolfensteiner Schloß, ist der Freiherr von Wallissen. Und ich erinnere mich der schönen jungen Frau des Wallissen noch ganz genau . . . Wie er sie hier in das stille Waldhaus brachte — mein Gott, wie die beiden jubelten! Wir wohnten damals in dem alten Eichenblockhaus am Waldrande, wo jetzt der Hilfsjäger wohnt und dieses war das Wohnhaus des jungen Wallisser Freiherrn. Er ist immer sehr schwärmerisch und überschwenglich gewesen; hat den Wald, die Blumen und die Musik geliebt — Wein und Wein, wie es im Liede heißt; anderes Eigenthum besaß er nicht. Sein Vater, ebenfalls ein Schwärmer, der Königsschlösser baute, hatte alles verbraucht und seine Mutter, die von großer Schönheit und von altem Adel gewesen, machte eine sogenannte Glücksheirath an dem alten Wolfensteiner, nicht dieser, sondern des Freiherrn Vater, der schon lange in der Ewigkeit ist. Den kleinen Wilhelm brachte sie mit in die Ehe und er wurde mit dem Junker Wolf erzogen. Später gingen die jungen Herren auf Reisen, und dann heirathete der Wolf eine Reichsgräfin Hochberg und der Wallisser ging wiederum in die Welt bis der alte Freiherr starb. Und dann starb auch die Mutter und er kam zu der Begräbnißfeier . . . Ich war damals mit meinem Mann eben verheiratet und in das Blockhaus gezogen und dieses Waldhaus wurde für den Wallisser neu eingerichtet, er wollte nicht im Schlosse bleiben, sondern den Mond andichten und die Harfe spielen, die Rehe belauschen und die Waldnymphen tanzen sehen — und wirklich setzte er sich in dieses dunkle Haus und wenn die Winde günstig standen, trugen sie uns die süßesten Harfenklänge in das Blockhaus und dazu auch Piederworte . . . Eines besonders oft, das alte, so sehr bekannte, so oft gesungene „Sah ein Knab' ein Röslein stehen.“ Und ich sang es dann mit und lachte meinen ältesten Sohn in den Schlaf und ich sang es am

Tage und oft ritt der junge Wallisser Freiherr hier vorüber und er blickte zu mir in die geöffneten Fenster und er lachte dann . . . seine Augen lachten, sein Mund . . . er war ein gar stattlicher Herr mit einem schönen, blassen Gesicht und besaß eine Flut blonder Locken — er glich einem fahrenden Sänger mit seiner Laute. Er sang unendlich weich und süß. Eines Tages nun kam er zu uns, er that geheimnißvoll und ich mußte die junge Magd hinauscheiden, damit sie nichts hörte . . . er hatte uns gar viel zu sagen und er erzählte uns, daß er eine wunderschöne Braut habe — er sprach vom Ostseestrande und vom Meeresrauschen von Wassernixen und von bösen Geistern . . . Er überredete uns und hat, schmeichelte und streichelte — aber wir blieben fest, wir aßen das Brot des Wolfensteiner und wollten nichts von einer geheimen Heirath wissen. Da eines Abends brachte er uns ein zitterndes, junges Mädchen in das Blockhaus — mit bittenden Augen, mit flehendem Munde sank sie vor uns in die Kniee — Und der junge Freiherr hat wieder und versprach für alle Folgen aufzukommen, er wollte uns schützen und lohnen für alle Zeiten, die da kommen würden. Und da gaben wir endlich nach, um größeres Uebel zu verhüten. Wir mußten mit der schönen Brigitta nach Deisterreich fahren, der Heimath des Wallisser, nach Graundorf und hier — er war uns vorausgeeilt und hatte alle Wege gebahnt — fand die Trauung in aller Stille statt, ohne Sang und Klang! Der reiche Liedersohn fand keinen Mund, der sein Hochzeitsfest verherrlichte . . . Die Laute ging daheim im einsamen Waldhause. Wir fuhrten am selben Tage noch heimwärts. Das junge Paar aber kehrte erst nach Monaten heim — Niemand hatte es bemerkt, ich hörte zuerst die Harfentöne und noch nie hatten die Lieder so hell und innig durch den Wald geklingen wie damals! Der ganze Wald mochte in Andacht lauschen, aber auch wir thaten es und fühlten, daß ein glückberauschtes, übervolles Herz seine Psalmen sang! O, das Glück, das reine Glück macht gut, mein Kind, es macht die Herzen weich und weit. Es möchte allen geben, auf daß diese alle auch von dem Glücke genießen und so selig sich preisen wie das eine! Und so hörte ich monatelang die Harfe und die Lieder klingen und immer reiner wurden die Töne, wie in unendlicher Meisterchaft, keiner Steigerung mehr fähig — da plötzlich rissen die Saiten in schriller Dissonanz — ein Wehgeschrei ging durch den schweigjamen, einsamen Wald . . . Wir schlug das Herz in namenlosem Schrecken, der Wolfensteiner Freiherr war mit finsterem, unheilbräuenden Gesicht vorbei gefahren nach dem Waldhause. — Die Liebenden waren verrathen worden. Ich kannte die Mienen der Wolfensteiner, es ist ein gewaltthätiges Geschlecht, Kind, sie herrschen mit Strenge und mit Kraft, sie sind unachtsamlich gegen sich und

gegen andere. Ich sah das Unglück kommen, aber es kam noch viel ärger, wie ich gedacht. — Die Harfe hörte ich nie mehr klingen, es war alles aus. Der Wallisser mußte dem Wolfensteiner folgen, er nahm ihn gleich mit sich fort, er riß ihn aus Brigittas Armen . . . und das Waldhaus wurde gehütet wie ein schmachvolles Geheimniß. Ganz oben im Giebel Fenster hatte man Eisenstäbe angebracht, von außen hatte sich eine dicke Schicht Ephen darüber gebreitet . . . dieses ward das Gefängniß der jungen Freifrau! Hier mußte das junge Geschöpf schmachten. — Erst nach langen Wochen, nachdem uns das unheimliche Schweigen aufgefallen, trauten wir uns an das verschlossene Haus heran. Ich hatte eben ein längeres Krankenlager überstanden und meine Nerven besaßen nicht mehr die frühere Stärke . . . ich war allein und schlich wie eine Katze heran, denn ich wußte, wenn mich der Wolfensteiner erblickte, würde es nicht gut sein, denn damals war er noch nicht so ein mild und würdig aussehender Greis, wie heute, sondern in der Vollkraft seiner Jahre. Wenn mich aber sein Faktotum, der böse Hilpmann, getroffen, würde dieser mich niedergeschlagen haben. Ich versuchte vergebens, in das Haus zu dringen — überall fand ich Schloß und Riegel. Ich hatte wohl eine Stunde lang das Haus umlauft und umhört, als ich plötzlich von oben her einen Klageschrei vernahm, einen herzerreißenden Ton, der mir durch Mark und Bein ging. Im ersten Moment wußte ich nicht, woher er gekommen, denn das Fensterchen im Giebel war fast nicht sichtbar. — Ich kroch in das Dickicht und schleuderte von dort aus mehrere Steine gegen die Hausthür . . . Donnernd krachten sie dagegen und prallten zur Erde zurück. Das Zammern und Klagen verstärkte sich im Hause. Ich versuchte noch einmal das Manöver, aber nun wurde es still im Innern. Ganz sachte schlich ich mich fort, immer im Dickicht weiter schlüpfend, und als ich wieder im Blockhaus anlangte, war ich freideweiß und mein Herz drohte stille zu stehen . . . Ich sprach mit meinem Mann den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch. Wir berathschlagten, was wir thun sollten, und als der Morgen graute, ging mein Mann hinauf nach Wolfenstein und fragte nach dem Freiherrn v. Wallissen. Da hörte er denn, daß dieser mit seinem Halbbruder verreist sei, fort nach Schweden und Norwegen zu Jagden und allerlei Kurzweil und die Geschäfte des Hauses verwaltete der Haushofmeister, der Hilpmann! Dieser war ein böser Mensch, zu allen Schandthaten fähig, ein rothhaariger Fuchs, ein Schuft, wie kein zweiter. — Wir wußten nun genug. Am selben Abend noch gingen wir zum Waldhause; mein Mann trug eine lange Leiter und Handwerkzeuge und ich einen Korb mit stärkenden Speisen und etwas Wein. Als mein Mann sich vergewissert, daß wir nicht beobachtet wurden, erstieg er die Leiter und klopfte an das Fenster, er mußte sehr lange klopfen und immer wieder die Versicherung geben, daß er nichts Böses im Schilde führe und nicht im Auftrage des Wolfensteiner komme, bis ihm endlich die Scheibe geöffnet wurde. Die junge Freifrau war in schrecklicher Verzweiflung und wie starr von all dem Furchtbaren. Es war, wie wir geahnt. Der Wolfensteiner wollte die Ehe als ungiltig hinstellen — er beherrschte den leider etwas schwachen und wenig charakterfesten Bruder derart, daß dieser mit sich und seiner armen Gattin machen ließ, was ersterer wollte. Der schreckliche Hilpmann war ihr Kerkermeister — er marterte und quälte das junge Weib unsäglich in nicht wiederzugebender Weise. Die Hölle hätte nicht grausamer und raffinirter vorgehen können, wie dieser Teufel in Menschengestalt.

Die unglückliche Freifrau war nur noch ein Schatten ihres früheren Selbst. In ihren Armen lag ein halbverhungertes Kind, welches sie nicht von ihrem Herzen ließ, aus Furcht, man könnte es ihr rauben oder gar tödten. Ihre Wahngedanken mögen

sich in dem ewigen Halbdunkel der geistesstödtenden Einsamkeit bei ihr festgesetzt haben — uns erschien sie damals schon seltsam verstört und geistesabwesend. Der Todessehnen saß in ihren Gliedern und die Angst spiegelte sich in den schwarzen Augen in unbeschreiblicher Weise. Ach, meine Tochter, was ist solch armes Hirn und was kann ein Mensch erdulden!

Wir haben die ganze Nacht gebraucht, um die Eisenstäbe vor ihrem Fenster zu entfernen. Der Morgen graute schon, als wir die Unglückliche mit ihrem Kinde unter vielen Schwierigkeiten aus ihrem Kerker befreit hatten. Es war die höchste Zeit gewesen — sie wäre sonst mit ihrem Kinde vor Entkräftigung gestorben . . . Sie lag einige Wochen bei uns im Bett und nur der sorgfältigsten Pflege ist es zuzuschreiben, daß es endlich gelang, den Würgengel von dannen zu scheuchen. Es hatte wohl so im Plane des Unmenschen gelegen, das unbequeme Weib dahinsiechen zu lassen — das Kind jedoch gedieh und erholte sich unter meinen Händen wunderbar, es war ein allerliebste, kleines Mädchen.“

„Meine Mutter!“ unterbrach hier Gitta, die bleich vor innerer Erregung der alten Frau zugehört.

„Wenn ich sie noch einmal sehen könnte!“ Die Greisin versank in stilles Nachdenken.

„Weiter, bitte, erzählen Sie weiter,“ drängte Gitta mit sanfter Gewalt.

„Ich habe nur noch wenig zu sagen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wir hätten die arme Freifrau nicht in das Leben zurückgerufen, denn bald stellte sich heraus, daß ihr Verstand verwirrt war. Ach, das war ein Jammer! Was hatte man mit diesem armen Herzen angefangen? Vom Schlosse aus wurde nie eine Nachfrage gehalten nach der verschwundenen Frau, nur das höhnische Grinsen des Heiners zeigte uns, daß er den Sachverhalt errathen und daß er uns als Mitwisser des Geheimnisses betrachtete. Eines Tages war die junge Frau mit ihrem Kinde fort, heimlich entwichen während der Nacht. — Unsere eifrigen Nachforschungen führten zu dem Resultat, daß sie den Weg nach der Heimat eingeschlagen hatte, nach dem fernen Meere — aber zu uns drang niemals eine Kunde, nie eine Nachricht bis heute, wo Sie, meine Tochter, zu uns kamen und uns von ihrem Ende berichteten. Ich habe Ihre Großmutter in der Blüthe ihres Lebens gekannt; kein Hund bellt, kein Hahn kräht nach dem vernichteten Menschenleben! Der Wallisser Freiherr ist unvermält geblieben. Er war wenig hier und immer nur kurze Zeit. Der Wolfensteiner hat naheinander Weib und Kinder zu Grabe getragen bis auf die beiden jüngsten, die Baronin Charlotte und Freiherr Wolfgang; er ist trotz der Schicksalsschläge hoch und stattlich — und sein Nacken ungebeugt geblieben, der Wallisser aber, der sein Weib verstoßen, der sie verlassen, ist ein gebrochener Greis, der dem Grabe zuwannt!“

„Ich möchte Gericht halten über die Bösewichter, wenn ich es könnte . . . ich bin zu schwach dazu. Ich will nur eins thun, die Ehre meiner unglücklichen Großmutter wieder herzustellen suchen.“ Die alte Förstersfrau nickte zustimmend. „Wir sind die einzigen Zeugen und wir könnten unseres hohen Lebensalters wegen bald abgerufen werden.“ — — — — —

Der Winter war plötzlich gekommen. Bis in den Spätherbst war schönes Wetter gewesen, nun aber brach der Winter mit Macht hervor und stürmte, tobte, brachte Eisstücke und Schneemassen, die sich zu Bergen thürmten. Alle Wege waren impassierbar und nur mit Mühe wurde im Dorfe die Straße freigehalten, um wenigstens nicht abge schnitten zu werden im Verkehr mit den Nachbarn.

Gitta in Pelzjacke und Muff gekleidet, kam von Haus Helmstaedt und ging dem Dorfe zu. Nach wenigen Minuten hatte

sie den Kreuzweg erreicht, der nach Wolfenstein führte, und hier kam ihr der Baron Wolfenstein entgegen.

„Wohin geht es, Fräulein Gitta?“

Sie zog einen Brief aus ihrem Muff und hielt ihn hoch.

„Ah! zur Post. Den Weg kann ich Ihnen abnehmen, ich gehe ebenfalls zur Post. Darf ich?“ Er streckte die Hand nach dem Schreiben aus.

Blitzschnell zog sie den Brief zurück. Weiße Röthe flog über ihr Gesicht. „Ich muß selbst gehen.“

„Verzeihen Sie.“ Er zog den Hut. „Darf ich Sie nicht begleiten?“

„Bitte sehr.“

„Onkel Wilhelm fühlt sich gar nicht wohl; wir sind recht in Sorgen um ihn,“ begann er nach einer Weile.

„Sie haben ihn gern, den alten Onkel?“

„Wir haben ihn alle gern. Ich besonders würde sehr viel an ihm verlieren, denn er hat mir einen großen Reichtum, die Poesie, das Verstehen und Genießen der Natur in das Herz gepflanzt. Er hat mir die Pracht und Frische unserer Wälder mit ihrer Majestät in das Auge gelegt! Der Onkel ist viel und weit gereist, er hat die Weisheit aller Völker gesammelt, er hat die Natur und die Völker studirt.“

„Und hat doch nicht gelernt, das eigene Herz zu verstehen und seinen eigenen Willen durchzusetzen,“ sagte Gitta leise.

„Wer sagte Ihnen das?“

Der laute Klageruf eines Vogels drang aus fernen Wäldern durch die Winterlandschaft herüber.

„Ich hörte davon, daß er sein Weib und Kind verlassen habe.“ —

Baron Wolfgang blieb stehen und blickte sie mit ernstem Augen fest an. „Davon hörte ich niemals. Wohl mag in der Vergangenheit des Onkels etwas Schweres liegen; ich fühle das schon lange — aber an ein so ungeheures Vergehen kann ich nicht glauben. Einer schlechten Handlung ist er nicht fähig.“

„Er kann sich nur haben beeinflussen lassen. Wer weiß, welche Intriguen damals gespielt . . .“

„Welches Interesse haben Sie an der Sache,“ fragte er plötzlich.

„Das allergrößte, das allernächste!“

Der Baron betrachtete das junge Mädchen ganz genau.

„Wollen Sie mir Gelegenheit geben, den Freiherrn zu sprechen?“

„Was hindert Sie, vor ihn zu treten?“

„Ich möchte ganz allein mit ihm sprechen.“

Er schwieg nachdenklich, dann sagte er mit weicher Stimme: „Ich kann es nimmermehr glauben, daß der Onkel ein böses Unrecht auf der Seele trägt. Die selbstloseste Güte prägt sich in seiner ganzen Gestalt aus und sein Herz ist voll schwärmerischer Dichtung — seine Seele ist groß geartet! Er trägt den Schnee des Alters auf seinem ehrwürdigen Haupte; meinen Sie, daß er ein begangenes Unrecht ungefühnt gelassen? Siebenzig und achtzig Jahre sind Regen und Sonnenschein auf die beiden Greise gefallen, sie sind Menschenruinen. — Der Sensenmann winkt in nächster Nähe, die Beiden machen sich fertig zur Ernte. — Fräulein Brigitta, ich glaube nicht an ein Vergehen! Ich habe mit dem Onkel viele Jahre zusammen verlebt . . . . Damals war er lebhafter, aber die wunderlichen Gedanken seines Herzens spannten sich schon damals wie ein seltsamer ausländischer Frühling aus ihm heraus, und wenn wir so oft einen langen Nachmittag oder in der Frühe eines taufrischen Morgens allein miteinander zu einem Jagdzuge gingen und er das Band seiner Reden und Phantasien löste, so warf er Blüten und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander und abenteuerlich Glauben

und Grübeln, daß es mir oft war, als würde aus einem schönen Märchenbuche gelesen. Ich habe ihn immer geliebt und er mich auch.“

„Hat er Ihnen niemals von seiner Gattin gesprochen?“

„Niemals! Es hängt ein Schleier über seiner Vergangenheit, und so gern er mich in sein übriges Leben hineinblicken läßt, mit aller Tiefe und Klarheit, so eifern fest verschlossen hält er den Vorhang über einen gewissen Abschnitt seines Lebens. Ich wagte nicht, danach zu fragen, aus Furcht, ihm wehe zu thun . . . . Ich werde jetzt meinen Vater danach fragen.“ —

VI.

Auf der Wolfensteiner Felsenterrasse saß im schönsten Frühlingssonnenglanze Baron Wolfgang seinem Onkel gegenüber. Sie hatten beide Zeitungen gelesen . . . Baron Wolfgang legte das Blatt auf den Tisch, blickte zu dem alten Herrn hinüber und räusperte sich stark.

„Du störst mich nicht, sprich mir,“ erwiderte dieser.

„Sei mir nicht böse, Onkel Wilhelm, wenn ich eine Gewissensfrage an Dich richte.“

„Das klingt ja furchtbar ernst.“ Der alte Freiherr legte die Zeitung nieder und nahm die Brille von der Nase.

Baron Wolfgang rückte noch näher heran. „Onkel Wilhelm, hast Du je in Deinem Leben geliebt?“

Eine auffallende Veränderung ging im Gesicht des Freiherrn vor, sein Auge verschleierte sich und durch die faltigen Wangen schimmerte ein schwaches Roth. „Du hast gesagt, es soll eine Gewissensfrage sein und ich will ehrlich antworten — Ja, ich habe eine geliebt, es ist lange her.“

„Und diese eine?“

„Sie wurde meine Gattin.“ Er sagte nichts mehr.

Baron Wolfgang wartete vergebens eine lange Minute, es folgte kein Wort.

„Du willst nicht mehr davon sprechen, Onkel Wilhelm?“

„Hier —“. Der alte Freiherr zeigte auf die Brust. „Hier spricht die Stimme des Gewissens alle Tage, ja stündlich . . .“

„Hast Du Dir einen Vorwurf zu machen?“

„Einen? Tausend? Das Mädchen, welches ich liebte, war niedren Standes, eine Fischertochter vom Ostseestrande. Ich sah sie, ihre Schönheit bezauberte mich, denn ich besaß ein leicht entzündliches Herz, ich besaß damals noch nicht den gereiften Verstand wie heute, ich schwärmte für jedes hübsche Gesicht . . . . ich beging Thorheiten — genug, ich heiratete sie! Vergiß nicht, daß ich ein glühender Phantast war, der sich in die Liebe immer tiefer hineinflammte. Der Rausch dauerte lange, sehr lange, es ist die schönste Zeit in meinem langen Leben. Aber mit einem male schlich sich eine leichte Verstimmung ein, die mangelhafte Erziehung, die unvollständige Bildung meiner jungen Gattin machte sich fühlbar . . . . Ich schauderte und mühte mich um sie, aber meine Interessen lagen viel zu hoch für ihren Gesichtskreis. Mir graute unendlich, sollte ich auch einmal die Zahl jener Gestalten von Eheleuten vermehren, wie ich viele kannte, die mit ausgeleertem Herzen bloß neben einander leben, bis eines stirbt! Herrgott im Himmel! Dieser Gedanke machte mich halb wahnsinnig. Groß müssen zwei Herzen sein, die dem leise nagenden Zahn der Alltäglichkeit nicht unterthan, sich in ein reiches Leben schauen lassen, wo die Grazien täglich in einer anderen Gestalt auf dem Throne sitzen. Plötzlich — ich hätte das Leben vielleicht noch zusammengeglückt, kam Dein Vater heim, er war einige Jahre im Ausland gewesen — er kam zu mir, er rüttelte mich auf, er sprach mir von Ungültigkeit der Ehe, die ohne seine Zustimmung geschlossen worden; er faßte mich wie mit Krallen und ich ließ mich fortführen in alle Welt, ja, ich ging ohne Bedauern — die Gewissensbisse kamen erst später. Er versprach und übernahm

die Versorgung des armen Weibes, dessen ich so bald überdrüssig geworden. Ich habe sie nie wieder gesehen. Später erst habe ich durch Hilpmann von ihr gehört, daß er sie mit einer reichen Versorgung in ihre Heimat zurückgeführt habe. Dein Vater hatte das so angeordnet, sie ist dann nach einigen Jahren gestorben.“ Der alte Freiherr schwieg, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Das Erzählen war ihm schwer geworden.

„Verzeihe, daß ich Dich durch meine Frage aufgeregt habe . . .“

„Das Gewissen ruft mir schon lange zu, daß ich schlecht gehandelt an dem armen Wesen, das ich zu meiner Gattin gemacht . . .“

„Onkel Wilhelm, ich geleite Dich auf Dein Zimmer — der lange Aufenthalt im Freien könnte Dir schädlich sein.“

„Noch nicht, Baron Wolfenstein!“ Eine energische Mädchenstimme rief es und oben auf der Terrasse erschien Brigitta Heise. Sie wendete sich sogleich an den alten Herrn im Krankenstuhl. „Ich habe Ihren Worten dort unten gelauscht, als mich der Zufall hier vorüberführte. Ich kann nicht schweigen, wo ich Ihnen so viel zu sagen habe; ich spreche im Auftrage meiner Mutter. Wußten Sie, Freiherr v. Wallissen, daß Ihnen eine Tochter geboren worden ist von Ihrer Gattin?“

„Eine Tochter — mir?“ Eine jähe Bestürzung malte sich in dem bleichen Greisenantlitz. Ein vielsagender Blick traf den Baron Wolfgang, der stumm neben dem Stuhl seines Onkels an der Wallustrade lehnte.

„Sie wußten es nicht. Ihnen ist in der Zeit der schrecklichen Qual, in herber Gefangenschaft von Brigitta eine Tochter geboren. — Durch gute Leute wurde die Ärmste nach langer Zeit aus ihrem Kerker befreit, halb verschmachtet und des Verstandes beraubt — ja, des Verstandes, hören Sie mich, Freiherr? Ihr schmählicher Verrath an der Gattin, die Grausamkeit des Kerkermeisters hatten das arme junge Wesen in den Wahnsinn getrieben!“

Ein herzerreißendes Stöhnen drang aus der Greisenbrust. Das gebleichte Haupt mit dem Silberhaar sank langsam zurück.

„Hatten Sie ein, Brigitta, hatten Sie ein. Sehen Sie nicht, daß Si den alten Mann mit Ihren Worten tödten?“ rief Baron Wolfgang.

Brigitta hörte nichts; erbarmungslos fuhr sie fort: „Mit blutenden Füßen, ihr halbverschmactetes Kind in den Armen, mit verwirrtem Hirn, mit in Fesseln gerissenen Kleidern hat man sie vor dem Hause ihrer Eltern aufgefunden —“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Frauenduelle.

Blanderei von J. Steylenbroek.

Es giebt ein bekanntes französisches Lustspiel im Stil des alten Intrigenstückes „Frauenkampf“ genannt, welches schildert, wie zwei Damen mit den Waffen der Koketterie, des Witzes und der Bosheit um den Besitz des nämlichen Mannes kämpfen. Gar so originell ist die Idee freilich nicht, vielmehr kann man dergleichen im Leben, wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, alle Tage beobachten. Daß Frauen jedoch mit Pulver und Blei, mit blankgeschliffenen Rapieren und Florettdegen einen Streit zum Austrag bringen, dürfte beträchtlich wunderlicher erscheinen, indessen ist auch das so geschehen und geschieht noch heute hie und da. Wie in dem zirkirten Lustspiel sind auch in diesen Fällen meist Liebe und Eifersucht die Ursachen des Zweikampfes.

Eines der bekanntesten Frauenduelle fand in Rußland unter Katharina der Zweiten statt. Die Gegnerinnen waren die Freundin der Zarin, die ebenso schöne, wie geistvolle und intrigante Fürstin Daskow und Mademoiselle Pauline d'Anbinet, eine junge Französin, welche ihren Bruder an den russischen Hof begleitet hatte. Das Mädchen war seit seiner Kindheit mit einem Better verlobt, welcher gleichfalls nach Petersburg kam, um dort sein Glück zu machen. Gelegentlich eines Festes glaubte sie zu bemerken, daß die Daskow ihren Bräutigam auszeichnete und daß er sich nicht unempfindlich dagegen zeigte. Da sie sehr impulsiv und — sie zählte erst siebzehn Jahre — wenig gewohnt war, sich zu beherrschen, so machte sie zuerst dem jungen Manne eine Szene und lief dann, als dieser ihr mit allerhand gewundenen Redensarten antwortete, zu der Fürstin, um von ihr zu verlangen, sie solle ihr ihren Verlobten nicht abspenstig machen.

„Was heißt abspenstig machen?“ entgegnete die Daskow kühl. „Wenn ich dem Cavalier besser gefalle, als Sie, Mademoiselle, so kann ich doch nichts dafür. — Im übrigen sitzt er im Nebenzimmer, ich will ihn rufen, damit er zwischen uns wählt.“ Darauf ging sie hinaus und brachte den treulosen Ritter, der ihr nur müßig folgte, herbei.

Die Situation war ihm ersichtlich sehr peinlich. Trotz aller Aufforderungen der beiden Frauen, sich für eine zu entscheiden, blieb er stumm und betrachtete nur verlegen die Spitzen seiner Schuhe.

„Bileams Esel zwischen zwei Heubündeln!“ spottete die Daskow.

Pauline aber rief, in Thränen ausbrechend, zu der Fürstin gewandt, daß dies ein sehr ungleicher Kampf sei, weil jene ihr, dem jungen unerfahrenen Mädchen, an Künsten der Verführung so unendlich überlegen wäre.

In den Augen der älteren Frau blitzte es auf. „So —“ sagte sie — „dann können wir eine andere Art des Kampfes wählen, in der wir ebenbürtig sind. Man behauptet, daß Ihr Vater Sie in allen ritterlichen Künsten unterwiesen habe, als ob Sie ein Knabe wären. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir mit Stochdegen darin fechten, wem dieser Mann gehören soll.“

Mademoiselle d'Anbinet war einverstanden, und da auch ihr Verlobter keine Einsprache erhob, fand das Duell schon am nächsten Tage im Garten der Daskow im Beisein von Sekundanten weiblichen Geschlechts statt. Die Fürstin wurde jedoch nicht unbeträchtlich am Knie verwundet und Pauline durfte mit ihrem schneidigen Cavalier abziehen. Nach der apathischen und unrühmlichen Rolle, die er in der Angelegenheit gespielt, sieht zu hoffen, daß sie ihn später in der Ehe gründlich unter der Zuchtel gehabt und ihm die Lust zu weiteren Durchgängereien ausgetrieben haben wird. Die Daskow soll sich aber noch zu wiederholten malen mit Damen des Hofes duellirt haben, wobei sie meist Siegerin blieb. Ihr Beispiel fand Nachahmung; die Frauenduelle wurden geradezu epidemisch in Petersburg und, da sie in der Regel unblutig verliefen, kümmerte sich niemand darum. Erst, als eine Fürstin Wolonzoff bei einer solchen Gelegenheit einen Stich in die Lunge erhielt, an dessen Folgen sie starb, machte Katharina dem Aufzug ein Ende.

Die meisten Zweikämpfe zwischen Frauen haben zweifellos im freien, vorurtheilslosen Amerika stattgefunden. Vor allem gräuferte die Sache bald nach dem nordamerikanischen Freiheitskriege unter den gebildeten Megerinnen. Ein Fall machte besonders viel von sich reden. Ein junges Megermädchen, Sara, das von seinen ehemaligen Besitzern in einem New-Yorker Institut eine Ausbildung als Lehrerin erhalten und nach den Südstaaten zurückgegangen war, um dort bei ihrer früheren Herrschaft eine Stelle als Gouvernante anzunehmen, war auf grund ihrer Abflammerung von einer angeblich weißen Dame beleidigt worden.

Sara forderte die andere auf Pistolen und ward erschossen. Hinterher stellte es sich heraus, daß ihre Gegnerin aber ebenfalls keine Weiße, sondern eine Quadronne war, der man es nur nicht mehr ansah, daß Negerblut in ihren Adern floß. Sie wurde bestraft und verließ später Amerika, wo sie an verschiedenen Orten wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit die *jeunesse dorée* zu ihren Füßen gesehen hat. Einzelne Leute behaupteten, daß sie in Paris, das sie nimmehr zum Schauplatz ihrer Thaten wählte, sich noch fünf mal duellirt habe. Ihre Gegnerinnen sollen gleich ihr Sterne der Halbwelt gewesen sein.

Bei einem andern Zweikampf, der sich ungefähr zur gleichen Zeit in Boston zwischen der Gattin eines schwarzen Predigers — einer Mutter von acht Kindern — und der Tochter eines ebenfalls schwarzen Schankwirths ereignete, wurde die letztere erschossen. Sie wurde aber gerichtlich freigesprochen, weil zahlreiche Zeugen bekundeten, daß sie den Familienvater beredet, sich von seiner Frau zu trennen und letztere dadurch in eine Nothlage gebracht hatte.

In neuerer Zeit hat man wiederholt von Duellen zwischen amerikanischen Studentinnen gehört. Es hat sich dabei im großen und ganzen wohl mehr um die üblichen Studentenpaukereien gehandelt, doch soll der Ausgang mehr ein unglücklicher gewesen sein. So wird der vermeintliche Selbstmord einer Miß Ermentrout Walcott aus Philadelphia, von dem vor einigen Jahren die dortigen Zeitungen berichteten, von ihren Angehörigen durchaus bestritten; sie wollen wissen, daß das junge Mädchen, das Studentin der Medizin war, in einem Zweikampf gefallen sei. Wenn dieser Fall vielleicht auch nicht ganz klar liegt, so trifft dies für andere ähnliche doch nicht zu. Die Gerüchte über Duelle zwischen weiblichen Angehörigen Schweizer Hochschulen, die vor einigen Jahren und auch in neuerer Zeit wieder kursirten, entbehren dagegen jeder Begründung. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß an verschiedenen Schweizer Universitäten das Florettfechten unter den Studentinnen, wie unter anderen Damen außerordentlich in die Mode gekommen ist. Uebrigens gehört auch in manchen Berliner Kreisen das Damenfechten zum guten Ton. Sofern es nur als eine muskelfrählende, gesundheitsfördernde Uebung betrieben wird, läßt sich ja schließlich auch nichts dagegen sagen.

Ganz besonders merkwürdig sind die Frauenduelle in Amerika auch insofern, als häufig Männer als Sekundanten mitgewirkt haben.

Indessen sind auch schon Fälle vorgekommen, in denen Männer sich mit Frauen geschlagen haben. So ereignete sich kurz vor der Ermordung Kogebues durch Sand eine mysteriöse Geschichte in Leipzig, die in irgend einer Weise — wie, das weiß freilich niemand — mit dem vorerwähnten Ereigniß zusammengehängt haben soll.

Ein Russe, der in Begleitung eines jungen Deutschen nach Leipzig kam und sich an der dortigen Hochschule inskribiren ließ, erhielt eines Abends mit diesem Streit. Der Deutsche forderte den Russen, und alle Bemühungen der Sekundanten, die Sache beizulegen, scheiterten an der Hartnäckigkeit der beiden Gegner. Da die Veranlassung zu dem Zweikampf so unsäglich gringfügig war, mußte man annehmen, daß sie nur als Vorwand benutzt worden war, um eine alte Feindseligkeit auszutragen. Auf einer Wiese in der Umgegend von Leipzig erstach der Russe den Deutschen. Nach seinem Tode stellte es sich heraus, daß der Getödtete eine Frau war. Der andere aber floh, und nie hat man wieder etwas von ihm vernommen. Man weiß nicht einmal, wie die beiden hießen, denn es erwies sich klar, daß sie sich in Leipzig unter falschen Namen eingeführt hatten.

(Nachdruck verboten.)

## Theatergift.

Eine Erzählung aus dem Bühnenleben von Gustav Loeffel.

Graue Dämmerungsschleier woben um die verödete Bühne, und düster wie die Nacht gähnte der menschenleere Zuschauer-raum zu den wenigen Darstellern herauf, die im Straßenkostüm, die Herren mit dem Hut auf dem Kopf, umherstanden und in gleichgültigem Tone ihre auswendig gelernten Rollen herunterleierten.

Der Regisseur saß, mehr der Form halber als aus sonst einem Grunde, auf dem neben den Souffleurkasten gerückten Regiestuhl und gähnte ein über das andere mal. Ab und zu winkte oder wies er in lässiger Weise nach dieser und jener Thür, nach einem Sessel oder sonst einer Stelle, an der ein paar Worte zu wechseln waren.

Die Souffleuse im Kasten wisperte den Darstellern in geschulter Tonlosigkeit alles, was sie zu sagen hatten. Der Inspeizient, mit dem aufgeschlagenen Regiebuche in der Hand, erschien bald an dieser, bald an jener Thür, um auf ein gegebenes, meistens laut gesprochenes Stichwort einen Darsteller oder eine Darstellerin auf die Bühne hinaus zu schicken.

Man probte „Clariſſa“, ein neues Stück eines neuen Dichters, in welchem der Haupteffekt darin bestand, daß die eheverlassene Frau aus einem Fläschchen Gift nahm und so der Hauptdarstellerin Gelegenheit zu einer packenden, naturalistischen Sterbezene gab. Während derselben erscheint der reuig zu ihr zurückkehrende Gatte, um ihre Vergebung zu erflehen und ihr das sie befehlende Geständniß zu machen, daß es im Männer- wie im Frauenherzen nur eine Liebe gäbe und daß sie der Gegenstand dieser sei. Um seinetwillen suchte sie den Tod, um seinetwillen sucht sie sich diesem, der sie bereits fest gepackt hat, wieder zu entwinden. Der Kampf um das entfliehende Leben und das mit ihm unwiederbringlich entwindende Glück war von dem Dichter groß und grauſig, aber äußerst wirksam gezeichnet. Und nur dieser einen Szene willen gab man das litterarisch wenig bedeutſame Stück, dessen starker Erfolg in den Kassenrapporten seinen klingenden Widerhall fand.

Die heutige Probe galt mir einer unbedeutenden Neu- beſetzung. Daher die herrschende Langeweile und das bloße Mar- firen selbst der effektivſten Stellen und Epizoden.

Paul Lindner, der plötzlich zu Ruhm und Geld gelangte junge Dichter, stand in intimmem, leise geführtem Gespräch mit Helene Mohran, der Darstellerin der Clariſſa, in einer Seiten- coulisse. Seine Blicke waren beredter, als seine Worte, und die in koketten Künſten erfahrene Hauptdarstellerin nahm seine fort- gesetzten Huldigungen mit ſichtlichem Interesse entgegen. Er konnte ihr ja mehr ſolche Glanzrollen ſchreiben. Er konnte das gleiche auch für eine andere thun. Nun galt es, ihm Feſſeln zu ſchmieden und ſeinem Genius den Lorbeer der Liebe zu winden. Einer bühnengewandten Künſtlerin wird das ja ſo leicht! Der junge Dramatiker ſieht in ihr den über ihm aufgegangenen Stern, an den er glaubt, zu dem er hoffend aufblickt, zu dem er betet.

Und beide ſehen nicht das aus dem Dunkel der entgegen- geſetzten Coulisse ſtarr auf ſie gerichtete Augenpaar, in welchem abwechſelnd die Flammen des Haſſes und der Liebe jäh empor- lodern.

Arme Magda Erlanger! Du warſt einſt dieſer Stern, da- mals, als er noch ein mit kleinem Monatswechſel ausgerüſteter Student an ſeinen, in den Anfang des Monats fallenden „großen“ Tagen den Olymp bevölkerte und ſelig war in dem Ge- danken, nach der Vorſtellung an der Theaterpforte eine „kleine“

Schauspielerin erwarten zu dürfen. O, Schwelgerei des Abendessens zu kleinen Preisen! Eine Terrine Löffelersbisen mit Speck und zwei Teller, als Braten mit Beilage eine Vockwurst mit kaltem Kartoffelsalat, und, wenn es hoch kam, als Nachtsch ein mit Paprika verfehten Liptauer-Käse mit zwei Brötchen. In diese elende Materie ergoß sich der Feuerstrom seines Geistes. Was ihm da unter dem besaglosen Drellnieder entgegenschlug, war Theaterblut, was aus dem Puderduft und einem billigen Parfüm ihn anwehte, war Theaterluft. Ja, sie war seine Zukunftsheldin, sein Publikum, seine franzspendende Viktoria!

Magda. Was lag nicht in dem Namen! Er hatte einen großen Dichter zu einer seiner größten Schöpfungen begeistert. Warum nicht ihn? Nein, kein Epigone wollte er sein, Selbstschöpfer! So entstand sein Schauspiel „Clarissa“. Nach Shakespeares Vorbild schöpfte er seinen Stoff aus der Tageschronik, und wie jener hatte auch er seine geheimnißvolle „schwarze Schöne“, die er in Sonetten besang, deren Thalien geweihte Kunst den Ruf des Genius auf seine Dichterstirn drückte. Sie war die geistige Urheberin seines weltbewegenden Erstlingswerkes, seine ungenannt geliebene Mitarbeiterin. Ueber einem Hapfen Pöfektamm und einem Schluck Bier hinweg stritten sie miteinander um die Szenenfolge. Und den Clou — den Clou erdachte sie. Das war der Meisterwurf einer von Liebe genährten Schaffenskraft. Magda und er! Das war ein Seelenbund, um den der Tod nicht seine welken Kränze flicht; und er, der Geistesstirne, griff fest in den Himmel hinauf, um seine Sterne ihr ins nachtschwarze Haar zu flechten.

Glück der Studentenliebe, Glück der wonnedurchschauerten Zukunftsträume, Glück der Mansarde und des hungrigen Dichterblicks, Ihr waret, Ihr seid nicht mehr! Aus dem Gleichschlag zweier Herzen, aus dem Gleichklang zweier Seelen erhob sich frei und kühn der Genius. Vor seinem Flammenblick zerflatterte das der Armuth abgeringene bischen Erdenglück.

Magda und er! Was war sie ihm noch, jetzt, wo tausend Hände sich regten, um ihm Beifall zu rauschen, wo seine Photographieen in allen Kunsthandlungen aushingen, wo sein Name in allen Zeitungen stand. Seine „schwarze Schöne“ hatte jetzt ein anderes Gesicht, sie trug Helene Morans Züge. Die Fesseln, die ihn an Niederes banden, waren geborsten. Jetzt hieß die Parole: Helene und er!

Ja, Ihr blitzenden Fledermauszänchen, heißt Euch mir tief hinein in die zuckenden, blutigen Mädchenlippen, betäubt Schmerz mit Schmerz, verschließt sie dem wehen Aufschrei eines von Eifersuchtsqualen gefolterten Herzens! Helene und er! sie gehören einander, sie sind von jeher für einander bestimmt gewesen. Daß er die andere noch neben sich duldet, daß er sie auf ihrem Bühnenplatze beläßt, was ist es denn weiter, als Mitleid, Erbarmen! Sie hat genug um ihn gelitten. Er will sie nicht ganz vernichten. Im Gegentheil. Die heutige Neubesezung einer untergeordneten Rolle durch sie, das ist sein Werk. Er wird sie auch weiter protegiren, die arme, im Dunkeln gebliebene Genossin seiner ersten Leidens- und Dornenbahn; hat sie doch gewissermaßen ein Recht an ihn und seinen Erfolg; so wird er thun, was er kann.

Magda Erlanger, regungslos und stumm an die Koulisse gedrückt, sieht und denkt das alles, und ein tödtlicher Haß gegen die begünstigte Rivalin und große Schauspielerin frißt sich ihr tief ins Herz.

Helene und er!

Eine Haffeswelle schlägt von der dunkelen Koulisse zu den vom Glück des Augenblicks Berauschten hinüber.

Magda trägt etwas auf der Brust, was allen Schmerz und alle Unrast zur Ruhe bringt, ein kleines Fläschchen mit wasserhellem Inhalt, so unschuldig in seinem Aussehen, so fürchtbar in seiner Wirkung — Gift! Sie hat sich schon oft mit Selbstmord-

gedanken getragen. Ihre Wirthin, die Wittve eines Apothekers, hatte es in ihrem Besitz. So konnte sie ohne Aufsehen dazu gelangen, und sie hat auch nicht darum gefragt. Jene hat den Abgang des kleinen Quantums gar nicht bemerkt.

Zulezt mit einem Seufzer reißt sie sich los.

Sie muß fort von diesem Platz, wenn sie hier vor Angst und Schmerz nicht vergehen, wenn sie nicht wahnsinnig werden soll. Sie liebt den Treulosen noch, genau wie das Weib in seinem Schauspiel. Aber sie will nicht enden wie jene. Sie ist noch so jung. Es kann noch wieder anders kommen. Und sich aus dem Wege räumen, um jener frei Bahn zu machen? Warum?

Ihr Stichwort fällt.

Sie muß hinaus auf die Bühne.

Da steht sie nun draußen, verwirrt, verlegen, mit keinem klaren Gedanken im Kopf. Sie weiß weder, was sie will, noch was sie soll.

Einige blicken verdrossen, Andere mitleidig auf sie hin, und aus der Koulisse drüben ertönt ein leises Lachen des Spottes.

Das trifft!

Magda rafft sich auf.

Sie spricht, sie spielt mit einer alles in Erstaunen setzenden, hinreißenden Verbe. Die Episode wächst unter ihrem erschütternden, stummen Spiel zur Rolle an.

„Donnerwetter, ja!“ läßt sich der schlafwachende Regisseur vernehmen. „Die kleine Erlanger hats in sich. Die kann noch einmal eine zweite Mohran werden.“

Und wieder tönt aus der Koulisse jenes kurze höhnische Lachen, das sich bemüht zeigt, das ihr gespendete Lob in sein Gegentheil zu kehren.

Magda möchte fort, aber sie kann es nicht. Um ihretwillen findet die Probe statt, und sie muß noch mehrmals hinaus.

Nun irrt sie hinten über die Bühne.

In ihrem Ohr und in ihrem Herzen klingt noch immer das böse, giftgetränkte Lachen nach. Er stand dabei, hat in seiner verliebten Verblendung wohl auch gelächelt, wenn auch nicht gelacht!

Helene und er!

Der Gedanke geht ihr nicht aus dem Kopf. Er schreckt und martert sie. Man spricht schon von einer bevorstehenden Verlobung, von einer beabsichtigten Heirat der Beiden.

Helene und er!

Hier hinten ist es ganz finster.

Doch, nein, da bricht gedämpftes Tageslicht aus einer halb offenen Thür.

Es ist Helene Mohrans Ankleidezimmer.

Sie will vorüber.

Nur einen haßerfüllten Blick wirft sie hinein.

Da fällt ihr Blick auf etwas, das sie erschauern läßt.

Dort auf dem Tisch das kleine Fläschchen! Sie kennt es. Die wasserhelle Füllung ist Pfeffermünzlikör: Theatergift.

Helene Mohran leert es allabendlich.

Es könnte ebenso gut leer sein. Denn auf dem Theater genügt es meist, das Trinken zu markiren. Sie will es gefüllt haben. Es ist eine Künstlerlaune, und der scharfe Geschmack, die Magenwirkung, erhöht bei ihr vielleicht die Illusion. Die Vergiftungsszene ist ihr Bestes. Sie hat Paul in den Rausch versezt, in dem er noch befangen ist, aus dem er nicht anders mehr erwacht, als wenn — — — Helene stirbt.

Die Hand zuckte nach dem Fläschchen auf ihrer Brust.

Niemand sieht sie, Niemand hört sie. Man vermißt sie nicht.

Paul weiß von ihrem sorgsam gehüteten Schatz nichts. Sie hat ihre Gedanken nie laut werden lassen. Sie hat ihm

keine Szenen gemacht. Still hat sie ihr Leid in sich verschlossen, sich Niemandem vertraut.

Wer könnte dann sagen — daß sie...?

„Fräulein Erlanger! Fräulein Erlanger!“ tönt es nach einer Weile die Bühne hindurch.

„Hier bin ich!“

Bleich und zitternd tritt sie aus der Koulisse.

„Aber, liebes Kind,“ poltert der plötzlich erwachte Regie-löwe und rückt ärgerlich an seinem Stuhl, „wenn wir hier Zuhretwegen eine Probe abhalten, können Sie sich doch nicht so ohne Weiteres entfernen. Dann müssen Sie doch da sein. Na, nun weiter!“

Helene Mohran, mit der sie diese Szene hat, mißt sie mit einem hochmüthigen Blick. Um das Wort an sie zu richten, erscheint sie ihr wohl viel zu unbedeutend. Dieses Schweigen ist kränkender, als wenn sie etwas gesagt hätte. Weiß sie um Magdas frühere Beziehungen zu Paul? Hat er gebeichtet? Hat er die Wahrheit gesagt? Wohl kaum. Wenn man solche Höhen erklimmen hat, erinnert man sich nicht gern der fremden Hilfe, durch die man emporgekommen. Lächelnd, verschämt hat er wohl zugestanden, einmal mit ihr verkehrt zu haben. Beim Theater bleibt so etwas nicht lange verborgen. Von ihrer geistigen Mitarbeiterchaft an seinem Werke hat er wohlweislich geschwiegen; und er kennt sie, er weiß, daß sie nichts sagen wird, nachdem sie ihm einmal das Wort gegeben, dies nicht zu thun. Sie möchte dem verhassten Weibe entgegen-schreien, daß sie hoch über ihr stehe, daß jene nur durch sie in die Lage gekommen, heute Triumphe zu feiern.

Magda schweigt, sie duldet weiter, um feinetwillen. Aber das Machegefühl in ihrer Brust hat neue Nahrung gefunden.

„Warte nur,“ denkt sie; „heut ist es das letzte mal, daß Du mich so behandelst! Nur wenige Stunden noch, und statt des Theatergiftes trinkst Du wirkliches Gift, und Dein sogenanntes „großes Spiel“ versagt elendiglich, wenn statt seines Schattens der Tod auf der Bühne erscheint und seine kalte Hand auf Dich legt, Du elende Komödiantin!“

Die schnell erwachte Neue ist verflogen.

Magda spielt die herzlich unbedeutende Rolle der Freundin Clarissas, die nur im letzten Akt ein tiefes Innenleben auszulösen gestattet. Sie ist da Zeugin von deren Todestampf. Sie ruft den Arzt herbei, der nicht mehr helfen kann. Und das ist alles.

Als diese Szene eben vorüber war, bemerkte die Mohran spitz: „Mein Tod scheint Ihnen wenig nahe zu gehen. Sie könnten dabei ebenso gut ein Butterbrod essen.“

„Allerdings; doch in dem befriedigenden Bewußtsein, es mir ehrlich verdient zu haben,“ entgegnete Magda schlagfertig.

Der Sieb sah. Die anderen wandten sich lächelnd zur Seite.

Helene erwiderte heftig, Magda nicht minder, und es wäre zu einer Szene gekommen, wenn sich nicht der Regisseur ins Mittel gelegt und Beiden mit einem Strafabzug von einer halben Monatsgage gedroht hätte. Das wirkte: es war heute der Fünfzehnte und morgen Sagerstag. In stummer Wuth rannte Helene Mohran von der Bühne. Paul trollte hinter-drein. Sie ließ ihn fröhlich fühlen, welche klägliche Rolle er an ihrer Seite spielen werde. Das „Zuckerbrod und Peitsche“ fuhr ihm durch den Sinn. Er schämte sich vor Magda, die den Wuth fand, ihrer allgemein als drückend empfundenen An-mahnung entgegenzutreten und sie in ihre Schranken zu weisen.

Es war am Abend, während des Spiels.

Magda stand allein in der Koulisse. Ihr Zustand war unbeschreiblich. Haß, Nachsicht und Neue kämpften in ihrer

Brust. Sie wollte die begünstigte Nebenbuhlerin vernichten, aber auch sich selbst den Tod geben. Mochte dann die Welt den dunklen Vorgang für unerklärlich bezeichnen. Einer würde wissen, daß sie und warum sie es gethan. Er mußte sich dann sagen, daß er sie dazu getrieben, daß er der Mörder war. Diesen Gedanken würde er nicht mehr los. Sein Schaffen war ver-nichtet. Darüber weinte sie, um sonst nichts. Leise stahlen sich ihr die Thränen aus den Augen und rannen über ihre ge-schminkten Wangen. Schon jetzt sorgte sie sich um das, was er in der Zukunft, nach ihrem Geingang, leiden würde. An sich selbst dachte sie nicht.

Auf einmal fühlte sie einen leichten Druck auf ihrem Arm.

„Magda!“ flüsterte mit der Heimlichkeit der Liebe eine Stimme an ihrem Ohr.

Sie glaubte zu träumen. Doch nein, es war Wahrheit. Da stand Paul an ihrer Seite.

Reue und Schmerz sprachen aus seinem Murr, aus seinen traurig auf sie gerichteten Augen.

Was er ihrem Ohre flüsterte, war ein Geständniß seiner Schuld, war ein heißes Flehen um Vergebung. Die Mohran hatte es ihn bitter entgelten lassen, daß er für Magda diese Rolle erwirkt hatte. Er hatte sie durchschaut. In ihrer Wuth über die erlittene Kränkung hatte sie ihre ganze grausame Herz-losigkeit und niedrige Gesinnung ihm offenbart und Magdas moralische Vernichtung von ihm gefordert. Sie oder ich! lautete der Befehl der dünnelhaften Künstlerin an ihren vermeintlich willenlosen Sklaven. Er war erwacht, sein kurzer, glückloser Liebesrausch verflogen. Neugier kehrte er zu ihr zu-rück, um sie nun, wenn sie ihn verzeihen, ihn noch lieben konnte, nicht mehr zu lassen fürs Leben. Er wollte sie an sich nehmen als sein einzig geliebtes Weib.

Magda wagte ihren Sinnen nicht zu trauen. Sie war so glücklich, so selig. Wie ein Traum war es über sie gekommen, dies große, heiß ersehnte, unerwartete Glück.

Förmlich heraufsch, lag sie halb ohnmächtig in seinen Armen, seine Kisse erwidern. Vergessen und vergeben war alles. Sie war wieder sein, sein eigen, und nie mehr wollten sie sich trennen.

Es war ein stiller Winkel. Vor ihnen eine geschlossene Thür. Rechts und links hohe Seitenkoulissen und hinter ihnen, zwischen dieser und der Mauer des Bühnenhauses ein schmaler Gang, auf dem jetzt Niemand war.

Da, ein Aufschrei von der Bühne her! Ihr Stichwort.

Sie reißt sich los, sie wirft die Rolle hin und stürzt hinaus.

„Was ist geschehen? Was haben Sie?“

„Hilfe! Ich bin vergiftet! Ich sterbe!“

So eingeleitet, begann jene graue Sterbezeit, in der Magda heute zum ersten mal mitwirkte.

Blitzartig traf sie die Erinnerung.

Am Boden lag das geleerte Gläschen, und in ihren Armen wand sich ein zuckender Menschenkörper.

„Vergiftet! Ich bin es wirklich. Hilfe!“

Ja, sie war es. Es war wirkliches Gift.

Magda war völlig wahnsinnig vor Schreck und Angst.

Sie schrie um Hilfe. Sie jammerte. Sie wollte fort und konnte aus der eisernen Umklammerung der zuckenden Arme nicht los. Sie mußte selbst nicht mehr, was sie sagte und that.

Niemand kam, Niemand half. Alles war ja im Charakter der Rolle. Und so mußte sie ihr Opfer hinterleben sehen, Auge in Auge und Brust an Brust. Es war entsetzlich. Schein war Wahrheit geworden. Eine Tragödie in der Tragödie spielte sich hier ab, von der keiner der vielen, die um sie her waren, auch nur eine Ahnung hatte. Die Wirkung war eine furchtbare.

Mehrere Damen im Publikum fielen in Ohnmacht. Verschiedene Stimmen riefen „Schluß!“ Einzelne Zuschauer verließen demonstrativ das Theater. Und noch immer ahnte niemand die schreckliche Wahrheit.

„Einen Arzt!“ hauchte das sterbende Weib mit versagender Stimme. Ihre Arme sanken kraftlos herab.

Leider kam erst jetzt die Szene Clarissas mit ihrem Gatten, zu spät, um noch Licht in die sich ausbreitende Nacht zu werfen.

Magda wankte hinaus.

Hinter den Koulissen brach sie ohnmächtig zusammen.

Als sie erwachte, lag sie im Requisitenzimmer auf einer Chaiselongue. Paul saß neben ihr und kühlte ihre Stirn. Der Theaterarzt war da gewesen und hatte eine tiefe Ohnmacht konstatiert. Die Requisiteurin war eben auf einen Augenblick hinausgegangen.

„Paul!“

„Gott sei Dank, Du kommst wieder zu Dir! Ich habe eben nach einer Droschke geschickt.“

Der Ahnungslose! Er weiß nichts von ihrem Antheil an der furchtbaren That.

„Ja, ja, Du bist es,“ sagt sie wirr. „Und sie — Helene?“

„Ach, laß doch, Lieb! Erwinnere mich nicht an diese Glende! Wohl in dem Glauben, mich damit zu ärgern, ist sie mit einem Andern zum Souper gefahren.“

„Sie ist — zum Souper — gefahren?“

Magda starrt ihn verständnißlos an.

„Nun ja,“ sagt er gleichmüthig. „Das soll uns auch wenig kümmern. Wir haben uns wieder und nichts mehr kann uns trennen als der Tod.“

Sie erschauert leise, wirrer Erinnerungen voll. Was mag da nun geschehen sein? Sie wagt nicht zu fragen. Wahrscheinlich ein Gegengift. Sie will dieses Geheimniß selbst ergründen und benutzt den bestellten Wagen, um nach Hause zu fahren.

Ganz gegen ihre Gewohnheit tritt sie noch einmal bei ihrer Wirthin ein, um sie unmerklich über die Natur und Wirkung des heimlich entnommenen Giftes zu befragen.

Auf der Schwelle bleibt sie wie angewurzelt stehen.

„Frau Berger, Sie trinken — Gift?“

Die weinseligen Augen der Dame zwinkern so recht vergnüglich.

„Sie meinen, wegen der aufgeklebten Etiketts? Ach, Fräulein Magda, das ist ja nur eine unschuldige List, um mein Mädchen abzuschrecken. Ja, ja, Kind, seitdem mein lieber Mann todt ist, habe ich mir so ein bißchen das Trinken angewöhnt. Man vergißt sein Leid und fühlt sich weniger verlassen.“

Ein sonniges Lächeln glitt über Magdas noch eben verdhühtes Gesicht.

„So, so. Und was ist das für ein Gift, das Sie trinken?“

„Ein Theatergift, liebes Kind, ein ganz unschuldiger Pfeffermünzlikör. Ein Gläschen kosten?“

(Nachdruck verboten.)

### Räthsel e. e.

#### Bilderräthsel.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald Bromberg.

#### Wortspielräthsel.

Es ist als schöne Stadt bekannt;  
Und viel besucht im Schweizerland.

Sein Name hat der Zeichen vier,  
Biermal verändern läßt sich's hier.

Berändert man das erste, nennt  
Es, was man meist aus Früchten kennt.

Berändert man das zweite, dann  
Ist's was Dir Wasser spenden kann.

Berändert man das dritte, geru  
Dient es beim Laufen seinem Herrn.

Berändert man das letzte gar,  
Zur Höhe ragt es immerdar.

#### Tauschräthsel.

Rind, Linde, Ziel. — Main, Feder, Reihen, Korn, Reiter. —  
Ball, Mode, Lade, Possen. — Tanne, List, Dame, Tante. —  
Beil, Leder, Banken, Wall, Karre. — Last, Gier, Zelle.  
Senn, Leid, Mais, Ruh, Zahl.

Aus jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden, derart, daß die neu-eingefügten Buchstaben einer Gruppe wieder ein Wort bilden und im Zusammenhang gelesen einen bekannten Sinnspruch ergeben.

#### Aufgabe.

•	•	•	•
•			•
•			•
•	•	•	•

In den 12 mit Punkten bezeichneten Randzellen eines 16 zelligen Liniensquadrats ist der Betrag von 1 M. = 100 Pf. so gleichmäßig angeordnet, daß man auf jeder Seite in vier Randzellen 30 Pf. zählen kann.

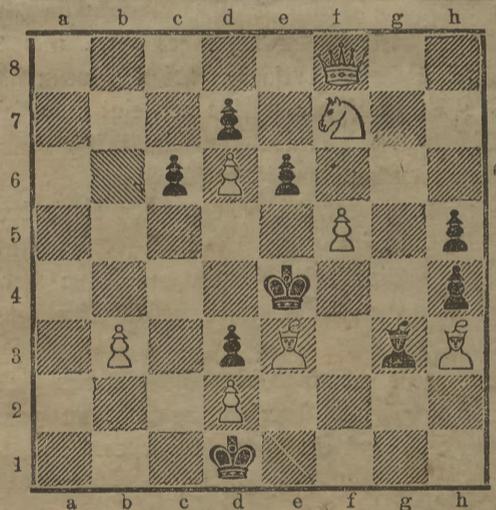
1. Wie ist die Anordnung getroffen, wenn nur 2 Münzsorten, Fünf- und Zehnpennigstücke, zur Verwendung gelangten?

2. Wie hat man in den Randzellen entweder nur 2 oder 3 oder 4 Münzsorten vom Einpfennig- bis zum Zehnpennigstück so anzuordnen, daß an der

Summe 100 Pf. 1, 2, 3, 4, 5, . . . . 40 Pf. fehlen und dennoch die Seitensumme 30 Pf. bestehen bleibt?

#### Schachaufgabe.

Von P. Siedenschnur.



Weiß.  
Weiß zieht an und setzt in 2 Zügen matt. (9+8)

#### Auflösung der Rechenaufgabe.

Der Sohn war 8, der Vater 32 Jahre alt.

#### Auflösung des Bilderräthfels.

Bedenke das Ende.

#### Auflösung des Scherzräthfels.

Stat er, Stater, Kater.

#### Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von Stafik: W. Ka5, De2, Lh3, Sb3, Tc6, Bd6. — Schw. Kd5, La6, Th7, Bd 7.)

1. De2-g6, beliebig. 2. Vierfach Matt.

Richtige Lösungen gingen ein: Richard Thiel, W. Lochmann, Rudolf Schulze, Arthur Gonsierowski, Erna Unger, Max Marcus, Eickler, Erich Rosenberg, Stanislaus Musielewicz, Rosa Wolff, Kurt Schendel, Schellong, Niebschläger, Otto Schulz, Tromuan Bromberg, Jenny Leß, Erone a. B. Gertrud Hampel Forsthaus Ostrau.